

Man müsste die „Mona Lisa“ befragen können, was sie eigentlich davon hält, dass sich keine Menschenmassen mehr vor ihr rumdrängeln, sondern sie nur noch von vereinzelt Personen mit Mundschutz angestarrt wird. Sie lächelt, wie immer, unbeteiligt. Vor einem Jahr erst ist sie zurückgekehrt in den renovierten Saal des Pariser Louvre. Das Panzerglas, das sie schützt, ist transparenter geworden, die Wände sind nachtblau gestrichen, ihr Teint hat sich durch die Restaurierung verändert. Sie sieht kränklich aus im neuen Licht.

VON MARTINA MEISTER

Bei der Wiedereinweihung des Saals vor einem Jahr erklärte Jean-Luc Martinez, der Direktor des Pariser Louvre, dass täglich „ganze Kleinstädte“ kämen. Das war ein eindrückliches Bild für die geschätzten 30.000 Besucher, die sich Tag für Tag vor dem Gemälde drängten, um nach ein paar Fotos mit dem Smartphone von überforderten Museumswärtern weiter geschweicht zu werden, damit die nächsten nachrücken können. Auch den Weg zur „Mona Lisa“ hat Museumsmanager Martinez deshalb verkürzt. Touristen konnten endlich direkt den Wegweisern folgen, ohne Umwege und ohne andere Säle auf dem Weg zu Leonardos Meisterwerk zu verstopfen.

Aber das war vorher. Im September 2020, nach nur sechs Monaten Pandemie, wirken die Maßnahmen wie aus einem anderen Zeitalter. Seit Corona ist Schluss mit Massenaufmärschen im Louvre, Schluss mit Massentourismus in Paris, Schluss auch mit dem Jetset der Kunstszene, die für ein Wochenende mal eben an die Seine oder nach Hongkong düst. Weltweit sind alle Kunstmessen abgesagt worden. Die erste und einzige Ausnahme bildet derzeit die Art Paris, die vor allem einheimische Sammler anzieht, dieses Mal aber sogar den Groß-Galeristen Emmanuel Perrotin gewinnen konnte, weil derzeit niemand weiß, ob die FIAC, die Internationale Messe für zeitgenössische Kunst, im Oktober stattfindet.

Das „Kulturdesaster“, wie es Frankreichs neue Kulturministerin Rocolyne Bachelot nennt, hat für Einheimische durchaus Vorteile: Man muss nicht mehr anderthalb Stunden anstehen, um überhaupt in den Louvre zu kommen. Die durch Bänder abgetrennten Warteschlangen vor der Glaspypiramide sind leer. Das meistbesuchte Museum der Welt fühlt sich in manchen Sälen an wie ein Geisterhaus. Hin und wieder trifft man auf Pariser, die von der Ausnahme-situation profitieren. „Wir sind dabei, uns unser Kulturerbe wieder anzueignen“, sagt eine Frau, die ihre Mittagspause für den Museumsbesuch nutzt.

Vergangenes Jahr besuchten fast zehn Millionen Menschen den Louvre. 75 Prozent davon waren ausländische Touristen. Seit seiner Wiedereröffnung nach dem Lockdown Anfang Juni hat der Louvre mit 10.000 Besuchern pro Tag in den Sommermonaten gerade mal ein Drittel seiner normalen Besucherzahlen erreicht. Seit Anfang September, seit auch die französischen Touristen fehlen, sind es gefühlt noch mal deutlich weniger.

Auch dem Schloss von Versailles sind die Besucherzahlen und damit die Einkünfte weggebrochen. „Unser ökonomisches Modell ist von einem Tag auf den anderen in sich zusammengefallen“, sagt Schlosschefin Cathérine Pégard.

Wenn das so weitergeht, wird es wieder still im Kino

Von Stummfilmpartituren bis Liveuntermalung: Frank Strobel ist ein Pionier der Filmmusik. Corona hat ihm übel mitgespielt – weil deutsche Auftraggeber feige sind

Die Schlüsselspieler im Klassik-Musikbetrieb, das sind nicht selten die Chefdirigenten. Sie entscheiden bei ihren Orchestern über Programm und Kollegen, mitwirkende Künstler, Außenwirkung und vieles mehr. Dafür bekommen sie nicht wenig Geld, Grundgehalt plus Vergütung pro Dirigat.

VON MANUEL BRUG

Und gerade in der Konzertroutine, wo nicht selten dieselben oder ähnliche Programme bei mehreren Orchestern in Folge mit favorisierten Solisten absolviert werden, da ist noch nicht einmal anders als in der Oper – der eigens zu finanzierende Aufwand sonderlich groß. Sie also sind außerdem die eigentlichen Großverdiener in der Branche.

Und anders als die selbstständigen Sänger, die angesichts der Corona-Krise ihre unfreiwillige totale Arbeitslosigkeit samt komplettem Verdienstaustausch öffentlich gemacht haben, schweigen die

Herren (und wenigen Damen) am Chefpult ziemlich still. Einerseits wohl, weil sie sich über ihre Finanzsituation nicht wirklich beklagen können, endlich mal Zeit hatten, neue Partituren zu studieren. Aber andererseits?

Bis auf wenige Ausnahmen ist diese Riege sehr stumm, taucht ab und duckt sich durch. Besonders auffällig in England und den USA, wo die ausgebreiteten Orchester vor gewaltigen Problemen stehen. Nichts ist auch von Philippe Jordan zu hören, dem in Paris ein ganz neuer „Ring“ weggebrochen ist. Der neue Musikchef der Wiener Staatsoper hat sich dort auch nicht über die zu erwartende Situation geäußert, das überlässt er seinem Intendanten. Kein Ton vom sowieso eher schweigsamen Kirill Petrenko bei den Berliner Philharmonikern, wo man mit, im bisherigen europäischen Usus, abstrus komplizierten Hygieneregeln wieder an den Neustart gegangen ist.

Einer der den Mund aufmacht, ist hingegen Frank Strobel. Der 54-Jährige hat

in den vergangenen Jahrzehnten vor allem Pionierarbeit im interdisziplinären Bereich von Film und Musik geleistet und ist einer der Protagonisten der „Film in concert“-Bewegung. Strobel hat maßgeblich zur Rekonstruktion und Neufassung alter Stummfilmpartituren beigetragen und tritt vielfach in Konzerten mit Livefilmmusikuntermalung auf.

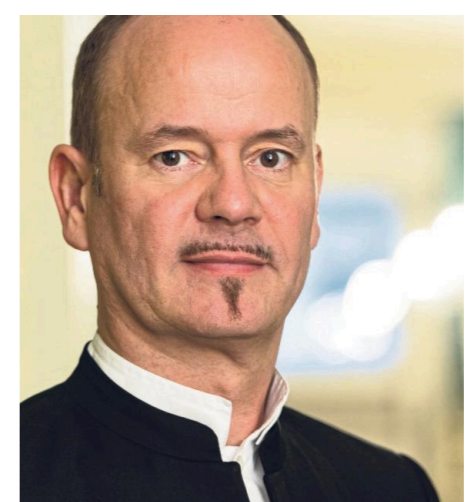
Seine Arbeitgeber sind vor allem öffentlich-rechtliche Rundfunk- und staatliche wie städtische Sinfonieorchester. Von den weit mehr als zwanzig Auftritten, die auch ihm infolge von Corona abgesagt wurden, hat er gerade einmal eineinhalb finanziell ersetzt bekommen. Die Verantwortlichen haben Zahlungen verweigert, gar nicht geantwortet oder auf höhere Hausmächte verwiesen: „Ich verstehe vor allem nicht, warum die oberen Herrschaften so feige sind, das Problem anzusprechen und verträgliche Lösungen zu finden“, ärgert sich der Dirigent.

Zumal sie ja in den Budgets festgelegt sind. Und auch wenn ein Termin nun

verschoben wird, dann ersetzt er ja meist einen anderen, bereits vereinbarten, der Ausfall für Strobel bleibt also bestehen. „Ich habe sehr klare Einblicke, wie das etwa in Frankreich gehandhabt wird“, erzählt Frank Strobel. „Dort müssen die Institutionen den freien Arbeitnehmern wie Solisten oder Bühnentechnikern die vollen Gagen auszahlen, andernfalls kürzen die staatlichen Kontrolleure die Zuweisungen.“

In Frankreich freilich ist die ganze Kultur noch mehr von den meist nicht sonderlich gut bezahlten Freien abhängig, die sich in den vergangenen Jahren immer wieder mit spektakulären Streiks diese Rechte und Regelungen erstritten haben. Wird es in Deutschland künftig unter prekär Beschäftigten, gerade nicht selten am Rand des finanziellen und beruflichen Abgrund Stehenden mehr Solidarität, Zusammenhalt und Streitbarkeit geben? Wohl eher nicht, beobachtet man die bisher nur halbgearten Aufrufe der Gewerkschaften und Lobbyorganisationen.

Frank Strobel hingegen kann nun endlich wieder anfangen: Bei der Tonhalle Zürich, die ihm unverbrüchlich die Treue gehalten hat, und wo er ein ganzes Abonnement betreut, stehen Live-Aufführungen von „Casablanca“ an. Da sieht man, wie sich das einstige Randgebiet



Leinwandinsoliker: Frank Strobel

300.000 Arbeitsplätze seien in Gefahr laut der Studie, die das Kulturministerium im Auftrag gegeben hat. Besonders hart trifft es Musik- und Schauspielhäuser. So übernimmt der neue Intendant der Pariser Oper, der Deutsche Alexander Neef, ein Haus mit 40 Millionen Euro Schulden. Vor der Corona-Pandemie hatte die „Opéra de Paris“ wegen wochenlanger Streiks gegen die Rentenreform enorme Einkommensausfälle.

Der private Theaterbetreiber Jean-Marc Dumontet gibt sich optimistisch, aber das mag darin liegen, dass er ein Buddy von Macron ist. Bereits im Juli hat er das kleine Privattheater „Point-Virgule“ im Pariser Marais-Viertel wiedereröffnet. „Ich wollte lieber Geld verlieren, indem wir spielen, als Geld verlieren, ohne dass gespielt wird“, fasst er seine Strategie zusammen. Die privaten und öffentlichen Theater müssen sich einen Umschlag von 220 Millionen Euro teilen.

Die Frage, ob es wirtschaftlich nicht gesünder wäre, ganz zu schließen, „für eine gewisse Zeit zumindest“, stellt sich auch Martin Bidou, der mehrere Kinos in Paris und der Provinz betreibt. Im Vorjahr waren 140 Millionen Kinotickets verkauft worden. Im Augenblick wird der Einbruch der Branche auf rund 63 Prozent beziffert. Trotz staatlicher Hilfen und Kredite ist Bidou pessimistisch. „Ich taste mich durch den Nebel und rechne mit der Hälfte des üblichen Umsatzes dieses Jahr.“ Es werde Jahre dauern, die angesammelten Schulden zurückzuzahlen.

In „roten Zonen“ wie in Paris und Marseille, wo die Infektionszahlen explodieren, müssen Kinobesucher Maske tragen und es darf nur jeder zweite Sitzplatz im Kino verkauft werden. Aber das ist nicht das eigentliche Problem, sagt Bidou. „Wir haben zu wenig Zuschauer. Es reicht jetzt nicht, einen guten Film in die Kinos zu bringen. Wir bräuchten eine ganze Sequenz, um die Leute wiederzuholen.“ Aber die Filmstarts der Blockbuster und aller großen Produktionen sind verschoben worden.

Noch verfügt Frankreich über 3500 Kinos und dank eines genialen Finanzierungssystems, um das viele Europäer die Franzosen beneiden, auch über eine eigene Kinoindustrie. Aber die Besucher der Kinos werden älter. 58 ist inzwischen das Durchschnittsalter. Während der Ausgangssperre haben sich auch ansonsten wenig technikaffine Rentner ein Netflix-Abo geholt. „Mein starker Eindruck ist, dass im Augenblick alle glauben, aufs Kino verzichten zu können“, sagt Stéphane Libs, der in Straßburg mehrere Kinos betreibt und Co-Präsident des SCARE ist, der Vereinigung der französischen Programmkinos.

In Marseille, wo die Infektionszahlen regelrecht explodieren und sich die Intensivstationen wieder füllen, arbeitet die Kuratorin Hedwig Fijen seit sieben Monaten an der „Manifesta“ und wenn man fragt, wie es ihr geht, seufzt sie nur ins Telefon. Einen erneuten Lockdown, auch regional begrenzt, will in Frankreich niemand. Aber Anfang der Woche soll der Präfekt der Region entscheiden, mit welchen Maßnahmen die Ausbreitung der Pandemie gestoppt werden soll.

Fijen befürchtet die Schließung der Museen. „Die Covid-Krise ist ein Katalysator“, sagt die Holländerin, „sie vergrößert die Realität, unsere Ängste wie unsere Träume. Intuitiv haben wir in Marseille schon vorher gespürt, dass wir so nicht weitermachen können.“ Fijen, selbst Platin-Plus-Fliegerin, plädiert für eine Wende: „radikal lokal“ müsse der Kunstbetrieb jetzt werden.



Sehr leer: Der Louvre in Paris bereitet Beklemmungen

Das KULTURDESASTER

Der Louvre wird zum Geisterhaus, das Centre Pompidou muss sich neu erfinden, die Kinos bleiben leer: Die Pandemie hat die stolze französische Kulturindustrie voll erwischt. Ein Krisenreport aus Paris



Im Zentrum der Künste: Zur Mona Lisa geht es in der Schlange wie am Flughafen

„Wir müssen jetzt darüber nachdenken, was wir in Zukunft sein wollen und unser ganzes Modell überdenken.“ Mitte August hatte Pégard die Verluste auf 45 Millionen Euro geschätzt.

Das Centre Pompidou, das seit Anfang Juli wieder geöffnet ist, zählt jedes Jahr 3,5 Millionen Besucher. Durch die monatelange Schließung sind es in den ersten acht Monaten des Jahres bisher gerade mal 760.000. Bislang ist keine Ausstellung abgesagt, vieles ist verlängert oder verschoben worden. Die große Matisse-Schau, die im Mai hätte öffnen sollen, wird im Oktober starten. Schwer

zu sagen, wann und ob es eine Rückkehr zur musealen Normalität gibt.

„Wir rechnen mit einem langsamen Übergang“, sagt Agnès Bénayer, Sprecherin des Centre Pompidou, „wir müssen uns anpassen, neu erfinden, aber im Augenblick halten wir unser Programm trotz der neuen Auflagen aufrecht.“ Sie hofft, für nächstes Jahr, auf die Rückkehr der internationalen Besucher, zumindest auf die des europäischen Publikums. Bis dahin „und mehr denn je“ setzt das Museum auf die Weiterentwicklung seiner digitalen Auftritte.

Filmmusik inzwischen auch bei den großen Klangkörpern weiterentwickelt hat.

Nicht mehr werden nur berühmte Stummfilme mit immer größerer Geneigtheit auch von Sinfonieorchestern begleitet, weil hier ein neues und jüngeres Publikum generiert wird. Auch Tonfilme mit bedeutenden, für die Handlung wichtigen Partituren stehen längst auf dem Programm.

Denn seit etwa sechs Jahren lassen sich die Tonsperren besser trennen und unterdrücken. Und so singt zwar Doo-ley Wilson „As Times Goes By“ selbst, aber das Barklavier von Rick's Café wird im Saal gespielt, und wenn sich dann auch noch das Filmmorchester darunterlegt, dann wird das heute oft raffiniert abgemischt.

Aber live, mit mehr als der Hälfte des maskentragenden, im Schachbrettmuster sitzenden Publikums. Nach vernünftigen Schweizer-Coronaregeln eben. Und mit der vollen Franken-Bezahlung. Da schaut man der Kleinen doch wieder gern in die Augen.